

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 41 (1961-1962)
Heft: 2

Artikel: Flintenmänner am Khyber-Pass
Autor: Schüler, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-161213>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

2. Es würde — zusammen mit der DMark-Aufwertung um 5% — eine spürbare Konjunkturdämpfung eintreten, und der Verfall der inneren Kaufkraft der DMark würde wohl zum Stillstand kommen;
3. Dank dem neuen Instrument und der mit ihm erzielten Konjunkturdämpfung könnte die Bundesbank die Diskontschraube weiter lockern. Die Folge wäre auch eine Erleichterung auf dem Kapitalmarkt, und es könnte sich ein Zinsniveau einstellen, das auch den privaten deutschen Anleger bereit machen könnte, sich für Auslandsanleihen zu interessieren.

Es ist sicher, daß die Verwirklichung dieses Vorschlags politisch die größten Schwierigkeiten bereitet. Nicht nur eine Änderung des Bundesbankgesetzes, sondern auch eine solche des Grundgesetzes wäre notwendig. Die Regierungen von Bund und Ländern und die gleichen Parlamente, die sich bisher nicht zu einem konjunkturgerechten Verhalten und nur widerwillig zu einer vorerst einmaligen Aufbringung von Mitteln für die Entwicklungshilfe entschließen konnten, müßten einen einmütigen Akt der Selbstentäußerung üben. Aber dieser Entschluß wäre nur einmal zu fassen. Konjunkturpolitik und Entwicklungshilfe wären damit ein für allemal dem Streit der Parteien entzogen. Die Verantwortung, welche die Parlamente, wenn alles beim alten bleibt, fortgesetzt und immer mehr bedrückten müßte, würde von ihnen genommen und auf die Bundesbank übertragen, deren kühler Objektivität man wohl vertrauen könnte.

Flintenmänner am Khyber-Paß

ALFRED SCHÜLER

Unser langjähriger Mitarbeiter, Dr. Alfred Schüler in London, ist soeben von einer mehrmonatigen Reise zurückgekehrt, die ihn nach Indien, Nepal, Ceylon und Pakistan führte. Wir werden seine Berichte im Laufe der nächsten Monate in zwangloser Reihenfolge veröffentlichen und behalten uns vor, die Aufsätze über Indien später in Buchform herauszugeben.

Die Redaktion

Peshawar, die Grenzstadt vor jenem romantischen Khyber-Paß, der für Griechen wie Perser, für Mongolen wie Moghuls, für Sikks wie Briten Einfallsrouten oder Handelsstraßen gewesen ist, ist im vorigen Mai weltberühmt geworden. Von Peshawar aus ist die amerikanische U-2-Maschine zu ihrem unglück-

lichen «Erkundungsflug» aufgestiegen. Durch die Verschärfung der stets latenten Spannung zwischen Pakistan und Afghanistan, die sich aus den Scharmützeln im Grenzgebiet, einem gebirgigen, unzugänglichen, nur durch die künstliche «Durand»-Linie getrennten Gelände ergeben hat, ist Peshawar in den letzten Monaten erneut ins Blickfeld der internationalen Politik geraten.

Die Pushtu sprechenden, ungebändigten wie ungebärdigen Stämme im Grenzgebiet, die Afridis, die Shinwaris, die Mullagoris, die Shilmanis, sind ein «verwegenes Völkchen», das sich einen quasiautonomen Status ertrötzt und bewahrt hat. Sie, die von den Pakistanis als Pathans angesehen werden, sind der abgehärtetste Menschenschlag in West-Pakistan. (Feldmarschall Ayub Khan, der Staatspräsident, ist ein Pathan; er stammt aus dem Pushtu sprechenden Grenzgebiet; seine Tochter ist mit dem Erbprinzen von Swat, das zum Stammesgebiet gehört, verheiratet.) Als Räuber, Heckenschützen, Partisanen haben sie, diese rauhen, stolzen Gesellen, die als Gegner satanisch, als Freunde unvergleichlich, die kindlich gastfreundlich, kindlich tyrannisch sind, einen geradezu legendären Ruf: 1931 regelten die Afridis den Verkehr in Peshawar, nachdem sie die Stadt «erobert» hatten; bis 1946 fuhrten Truppen nur in bewaffneten Konvois durchs Stammesgebiet. Den Briten haben diese Stämme die Herrschaft schwer gemacht, was die Gräber britischer Offiziere in der Khyber-Paßstraße, die Gedenktafeln für berühmte Regimenter an den Felswänden bezeugen. Erst als sie von den Briten direkt subventioniert, mit Privilegien begünstigt wurden, ließ die wilde Knallerei nach. Diese Stillhalte-Abmachungen hat Pakistan von den Briten geerbt und bisher eingehalten. Die Stammesbevölkerung im pakistanischen Grenzgebiet zahlt, beispielsweise, keine Steuern — die Truppen, die zur Eintreibung von Steuern erforderlich sein würden, wären kostspielig. Unkontrolliert, ohne Pässe überqueren die langen Karawanen der Stämme die Grenze, nicht nur auf Seitenpfaden, sondern selbst auf der Khyber-Paßstraße. Und dieser Grenzverkehr ist rege; einzelne Stämme — die Shinwaris beispielsweise — leben teils im pakistanischen Grenzgebiet, teils im afghanischen.

Hinter Jamrud, der Einfahrt ins landschaftlich überwältigend majestätische Paßgebiet, ist ein Kontrollposten — etwa 40 km vor dem pakistanisch-afghanischen Grenzposten in Tor Khan. In Jamrud werden Name, Autonummer, Abfahrtszeit notiert. Denn hinter diesem Kontrollposten beginnt das weite Niemandsland, das nur mit einer besonderen Erlaubnis betreten werden darf und über das Pakistan seine Jurisdiktion nicht auszudehnen vermocht hat; ein Gebiet, in dem einerseits der Mullah, der islamische Priester, andererseits das Schießgewehr herrschen. Der Einfluß der analphabetischen Mullahs, die ihre analphabetischen Gemeinden zum «heiligen Krieg» gegen alle Nicht-Moslems aufhetzen, läßt langsam nach; das Schießgewehr hingegen gehört noch immer zur Stammesbevölkerung wie der straffgerollte Regenschirm zum Engländer. Ein Schäfer, ein Radfahrer, ein Schuljunge — alle mit geschulterter Flinte. Vor

einem der mit hohen Lehmmauern eingefassten Häuser, die wie Forts konstruiert sind, fensterlos, kleines Tor, Schießscharten, Auslug, döst ein Wächter auf seiner Pritsche: griffbereit an die Wand gelehnt die Flinte. Daß die Autorität der Pakistani sich nur auf die Straßen erstreckt, merkte ich, als ich an einer Stelle die Straße verließ: halbstarke Stammesjugend rottete sich rasch zusammen, mit Steinen in den Händen, und mein pakistanischer Begleiter atmete auf, als unser Wagen wieder anzog.

Ihre Schußwaffen stellen die Stämme selbst her: In Kohat, einer kleinen Ortschaft aus Lehmhäusern, ist die «Rüstungsindustrie» zu Hause. Zunächst traute ich meinen Augen nicht: In jedem Haus werden Waffen aller Sorten und Güten verkauft, Flinten, Karabiner, Stutzer, Trommelrevolver, Pistolen, dutzendweise. Wie Würste in einem europäischen Delikatessengeschäft, so hängen die Revolver hier neben Stoffballen und Gemüseboxen. In den offenen Hinterhöfen werden die Waffen von Hand geschmiedet. Unter den primitivsten Arbeitsbedingungen, im Sande sitzend, mit Maschinen aus der vorindustriellen Zeit, feilen sie an Pistolen, ziehen sie Gewehrläufe, hämmern sie an Kolben. Ein phantastisches Bild: Umringt von den kahlen, hohen Bergen, werkeln in Kohat etwa 500 Stammesleute bienenfleißig in den «Gun-Factories», wie wenn es sich um «totalen Kriegseinsatz» handelte... Ein Arbeiter, so wurde mir erzählt, stellt in einem Monat ein Gewehr oder sechs Revolver her. Und diese Handarbeits-Waffen werden von den schlauen Afridis gestempelt als «Made in Italy», «Made in Spain», «Made in England». Am hellichten Tage kommen die Stammesverwandten von der afghanischen Seite nach Kohat und schleppen die Flinten gebündelt über die Pässe nach Afghanistan. Auch die Munition wird in Kohat hergestellt, und so knallt es alle Augenblicke, weil die Kunden Probesalven in die Luft abfeuern. Den Browning, den mir ein «afridischer Krupp», ein bärtiger, herrischer Greis mit farbigem Turban, zu herabgesetztem Preis mitgeben wollte — «weil auch in Deutschland so gute Waffen gemacht werden» —, habe ich trotzdem in Kohat gelassen.

Die pakistanische Regierung toleriert diese Waffenschmiede; Kohat liegt im Stammesgebiet. Wenig überzeugend tönt es indessen, wenn in Peshawar erklärt wird, die Regierung wolle versuchen, die Waffenspezialisten von Kohat für nützlichere Tätigkeiten zu interessieren: Sie sollen fortan Messer und Gabeln herstellen! Mit Bestecken lassen sich indessen kaum die Gewinne erzielen, die der Waffenschmuggel einbringt.

Einen lukrativen Großhandel begannen die Stammesleute allerdings erst, als in Pakistan, nach der «Oktober-Revolution», drastische Importrestriktionen eingeführt wurden. Damit war für die Shinwaris die Stunde gekommen, ihre Quasi-Autonomie auszunützen: Kotal Landi, eine kleine Karawanserei mit Basar, an der sich die Khyber-Paßstraße serpentinenartig vorbeiwinkelnd, ein Lehmhäuser-Gewirr mit einem raubtierkäfigartigen Gefängnis in der Mitte, an dessen Gittern die Gefangenen hocken, mit freien Nachbarn plau-

dernd — dieses unauffällige Nest ist heutzutage ein kleines Tanger. In den schmutzigen Läden ist alles zu haben: amerikanische Zigaretten, Schweizer Uhren, japanische Seide, indische Brokate, holländische Radioapparate, englische Stoffe, deutsche Transistoren-Geräte, alles zu Freihandelspreisen. Das Geschäft ist gerissen organisiert: Importwaren, die im Freihafen von Karachi eintreffen, werden auf dem Landwege nach Afghanistan gefahren; von dort transportieren afghanische Stämme auf Mauleseln und Kamelen die Waren ins pakistanische Stammesgebiet zurück. Dieser offen betriebene Handel schädigt die Ladenbesitzer in Peshawar, selbst in Rawalpindi; bis nach Lahore wird die Schmuggelware vertrieben. Wer einen Anzug braucht, bestellt den Stoff direkt in der Karawanserei Kotal Landi, und von dort wird ins Haus geliefert. Dabei gilt der Ehrenkodex, daß der Käufer sein Geld verliert, wenn der Lieferant, der den Transport besorgt, gefaßt wird; wenn jedoch der Lieferant auf freiem Fuß bleibt und nur die Ware konfisziert wird, dann muß er für den Schaden aufkommen.

Vor einiger Zeit sind die Stammesleute auch noch ins Opium-Geschäft eingestiegen: Als in Afghanistan der Opiumhandel unterdrückt wurde, fingen die Stämme mit der Produktion an. Zu beiden Seiten der Khyber-Paßstraße wachsen die Mohnkapseln. Es heißt, daß das Rauschgift durch Afghanistan nach Iran geschmuggelt wird und daß von dort iranische Währung ins pakistanische Stammesgebiet zurückrollt.

Diese groteske Situation hat verschiedene politische Aspekte. Die mobilen Stämme, die zu beiden Seiten der Grenze zu Hause sind, werden sowohl von Pakistan wie von Afghanistan umworben. Die Khyber-Paßstraße wird auf afghanischer Seite mit sowjetischem Geld, auf pakistanischer mit amerikanischem ausgebessert. Pakistan pumpt jährlich etwa 27 Millionen sFr. ins Stammesgebiet. Wie zur Zeit der britischen Herrschaft, erhalten einzelne Stämme direkte Subventionen. «So wie die Amerikaner uns Geld geben, damit wir nicht zur anderen Seite übergehen, so unterstützen wir die Stammesbevölkerung, damit sie loyal bleibt», erzählte ein Regierungsbeamter. Die wirtschaftliche Entwicklung dieses Gebietes stößt auf Widerstände, da die Stämme zwar eine rauhe, eigenständige Kultur haben, aber von der Zivilisation nichts wissen wollen; die Mohmands haben eine Schule, die die pakistanische Regierung für sie gebaut hatte, niedergebrannt. Afghanistan wiederum, das nicht vergessen will, daß seinerzeit der Khyber-Paß Pakistan zugeschlagen worden ist, und das immer noch spekuliert, mit Baluchistan einen Zugang zum Meer zu erhalten, schürt die Propaganda gegen Pakistan und kreiert eine sogenannte «Pachtunistan-Frage». Im afghanischen Stammesgebiet werden beträchtliche Summen ausgegeben. In Kabul ist beispielsweise eine höhere Schule eingerichtet worden, die von der pakistanischen Stammesbevölkerung kostenlos besucht werden kann.

Die afghanischen Agitatoren scheinen sich darin verrechnet zu haben, daß

sie meinen, die auf ihre Eigenständigkeit bedachten Stämme wünschten den Anschluß an Afghanistan. In den letzten Wochen haben mehrere prominente Stammespolitiker, die von der afghanischen zur pakistanischen Seite hinübergewechselt sind, Presseerklärungen abgegeben, in denen sie das afghanische Regime als «unerträglich» bezeichnen. Gegen Badshah Gul, den Prestigeheros der Stämme, der von Afghanistan benutzt wird, hat die pakistanische Regierung scharf durchgreifen müssen: Offiziell wird erklärt, daß im vergangenen Monat in einer Ortschaft ein Aufstand gegen Badshah Gul stattgefunden habe, bei dem etwa 7000 Menschen ums Leben gekommen seien. Inoffiziell ist von gutunterrichteter Seite zu erfahren, daß die Pakistani diesen Ort, Jhazi Abad, der im pakistanischen Stammesgebiet liegt, in einem Luftangriff zerstört haben, weil sich die Bevölkerung, die zunächst mit Flugblättern gewarnt worden war, geweigert hatte, Badshah Gul auszuliefern; die pakistanische Presse durfte nichts über diesen Vorfall berichten.

Die Zukunft der Grenzzone ist voller Ungewißheiten. Solange Pakistan Schulen, Straßen, Krankenhäuser baut, Privilegien garantiert und vor allem Subventionen zahlt, wird die Regierung auf die Loyalität der Stämme zählen können. Sollte jedoch in einer noch fernen Zukunft in Kabul eine stabile Regierung entstehen — und das Herrscherhaus in Kabul behauptet, «pashtunisch» zu sein — und sollte im afghanischen Stammesgebiet ein wirtschaftlicher Aufschwung erfolgen, dann, so argumentierte ein Spezialist für die «North West Frontier Province», würde Pakistan mit den Pathans ernsthafte Schwierigkeiten haben. Ein für das Gebiet zuständiger pakistanischer Beamter, den ich über diese Aussicht befragte, meinte nur, er glaube nicht, daß es dann zu einer «allgemeinen Erhebung der Pathans gegen Pakistan» käme.

Moskau hat sein aktives Interesse an der «Pashtunistan-Frage» bekundet. Die «Prawda» kommentierte erst unlängst, daß der Kreml der Entwicklung in dem Grenzgebiet nicht uninteressiert zusehen könne. Auf afghanischer Seite sollen sowjetische Waffen sein. Und diese sowjetische Schützenhilfe erschwert Pakistans 35jährigem Minister für das Energiewesen, Bhutto, den Flirt mit Moskau, den er — absichtsvoll und in Erwartung weiterer Kredite — mit dem pakistanisch-sowjetischen Erdöl-Abkommen eingeleitet hat.

Das Spiel — wenn es das ist —, auf das sich Afghanistan einläßt, wenn es den «roten Bären» in seinen Streit mit Pakistan einschaltet, ist riskant: Die sowjetischen Waffen, die jetzt für Scharmützel gegen die pakistanischen Stämme benutzt werden, könnten nämlich auch einmal gegen die Herrscher in Kabul gebraucht werden.